

Instrumentalisierung

Der Trend zu kleinen und vor allem nicht genehmigungsrelevanten Interventionen ist ganz in unserem Sinne, wir sehen gerade in diesem Bereich ein großes Potential und vor allem einen weiteren Schritt in Richtung Emanzipation der Künstler von institutionellen Strukturen. Aber es geht noch um mehr, neben der Rückgewinnung der individuellen Handlungsfähigkeit, vor allem um eine Ablehnung der Festivalisierung des Genres und der damit einhergehenden Instrumentalisierung als Teil eines Stadtmarketings. Die Grenzen sind hier natürlich fließend und das Pilotprojekt Gropiusstadt ist in der mehr als luxuriösen Position, dank des großen Einfühlungsvermögens und Vertrauens der GEHAG GmbH, gar nicht mit Instrumentalisierungsversuchen konfrontiert zu sein. Gerade die Einbindung temporärer Interventionen in den Bereich der Stadtplanung erzeugt bei uns sehr ambivalente Gefühle, zeigt es doch einerseits dass das Genre ernst genommen wird und ihm ein eigenständiges Potential zugesprochen wird, das weit über eine Erhöhung der Aufmerksamkeit für ein bestimmtes Gebiet hinausgeht. Andererseits besteht die Gefahr zum Erfüllungsgehilfen einer, zumindest diskussionswürdigen, Entwicklung eines Stadtgebietes beizutragen die von der ansässigen Bevölkerung u.U. nicht gewünscht wird. Ein neueres Beispiel ist die verstärkte Mittelvergabe für Kunstprojekte im öffentlichen Raum in Hamburg Wilhelmsburg im Zuge der Planungen für die IBA 2013, das die Umstrukturierungsmaßnahmen vorbereiten und allgemein im Vorfeld das schlechte Image aufpolieren soll (FR 21.09.2007/Kunstforum International Bd. 188, S. 393 f.). Anders als etwas bei dem abgebrochenen Projekt in München Riem, geht es um Eingriffe in ein gewachsenes Stadtquartier, um das Vorgehen in Wilhelmsburg zu beurteilen ist es noch zu früh, als Beispiel für eine perfide Instrumentalisierung möchten wir kurz über ein Projekt berichten, das wir 2004 in der Schweiz besucht haben, das Projekt FUGE in Zürich:

Wir besuchten das Projekt Anfang 2004, 3 Wochen vor seinem offiziellen Ende, um auf einem Podium über das Pilotprojekt Gropiusstadt zu berichten, während dieser Diskussion entlud sich ein Unwohlsein, Frustration bis hin zu Aggression die für uns sehr verwunderlich war, nach vielen intensiven Gesprächen an den folgenden Tagen erschloss sich die Geschichte. Die Siedlung Bernerstrasse in Zürich, die das Projekt FUGE beherbergte, war ein Siedlung mit einem sehr schlechten Image und problematischer Sozialstruktur, bewohnt überwiegend von Migranten. Diese Siedlung sollte abgerissen und neu bebaut werden, Künstlern wurde eine Zwischennutzung der freiwerdenden Wohnungen angeboten, ein Projektbüro eingerichtet und Gelder zur Verfügung gestellt. Ab September 2002 wurden die freiwerdenden Wohnungen an Künstler zur Ateliernutzung vergeben, die angestammte Bevölkerung verschwand nach und nach, die Künstler füllten die Freiräume, machten Ausstellungen, Aktionen, Veranstaltungen usw., werteten insgesamt das Gebiet auf. Als alle Bewohner aus den Gebäuden gezogen waren, durften die Künstler noch einmal die Kunstinteressierten der Stadt einladen um danach selbst

in alle Winde verstreut zu werden. Das die Künstler nicht nur die sozialen Konflikte abgefedert haben, sondern darüber hinaus dazu beigetragen haben das Gebiet aufzuwerten um es nach dem Abriss und Neubau besser vermarkten zu können, ohne irgend etwas, abgesehen von der temporären zur Verfügungstellung eines Ateliers, dafür zu erhalten, wurde vielen erst an dem Abend bewusst an dem wir über das Pilotprojekt berichtet haben. Das überwiegend die Aufwertung des Gebietes thematisiert wurde und die höchst problematische Rolle bei der „Vertreibung“ der Bewohner keine größeren Skrupel auslöste, mag verwundern soll hier aber nicht weiter erörtert oder bewertet werden. Das Thema der Aufwertung eines Gebietes oder einzelner Immobilien durch die temporäre Zwischennutzung ist allerdings ein virulentes Problem mit dem sich nicht nur die interventionistische Kunst in der Öffentlichkeit konfrontiert sieht, in Berlin ist ein solches Vorgehen häufig anzutreffen und wird hier in letzter Zeit von den Immobilienbesitzern auch zunehmend offen verhandelt. Eine Auseinandersetzung mit diesem Thema steht allerdings noch am Anfang, viel zu oft wird die temporäre Zurverfügungstellung von Möglichkeiten als Kunstförderung missverstanden, die einen positiven Effekt zeitigen kann, aufgrund dessen das Engagement auch wirtschaftlich begründet wird und so leichter fällt. Auf der anderen Seite ein, zumindest in Berlin, fast unerschöpfliches Reservoir an Künstlern, was die Verhandlungsposition nicht stärkt. Erst einmal muss es also darum gehen das sich beide Seiten bewusst sind was sie tun und warum, auf der Seite der Investoren ist das überwiegend der Fall, ausgesprochen oder unausgesprochen, bei den Künstlern muss sich ein Problembewusstsein erst entwickeln. Ob sich in Zukunft die Künstler mit den Investoren etwa auf eine Beteiligung an der Wertsteigerung, Maklercourtage o.ä. einigen, sei dahingestellt, wäre allerdings nicht unbedingt in unserem Sinne.

Eine andere Entwicklung auf die eine „schnellere“, also auch genehmigungslose, Ausrichtung der interventionistischen Kunst in der Öffentlichkeit reagiert, ist die zunehmende Auratisierung der bildenden Kunst, die überall Präsenz zeigende aktuelle Kunst, die mit Samthandschuhen angefasst und aus sicherer Entfernung betrachtet werden darf oder ein Titelbild zielt um neue Auktionsrekorde zu vermeiden. In diesem Klima der Umsatz- und Besucherrekorde ist es um so wichtiger das „normale“ in der Kunst zu zeigen, einen Augenblick, ein Kommentar, ein flüchtiges Bild und, etwas pathetisch, das Flüchtige.